

Apropos Teufel

Autor(en): **Sauter, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 7

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-598041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Apropos Teufel

Im Theater am Stadtgarten in Winterthur wird «Die Geschichte vom Soldaten» von C. F. Ramuz, Musik von I. Strawinsky, gegeben, «erzählt, gespielt und getanzt» vom Theater für den Kanton Zürich. Eingeladen und bezahlt hat der Staat Zürich im Rahmen des vom Erziehungsrat beschlossenen Versuches der Theateraufführungen für Schüler im 8. Schuljahr. «Die Theaterbesuche sind freiwillig», heisst es da. Und weiter: «Dem Lehrer ist es freigestellt, mit seiner Klasse ein Theaterstück zu besuchen. Er hat das Recht, einzelne Schüler, bei denen mit disziplinarischen Schwierigkeiten gerechnet werden muss, nicht in die Vorstellung mitzunehmen. Im übrigen ist der Theaterbesuch auch für die Schüler freiwillig.»

Im Foyer des Theaters suchen die Lehrer ihre Reservationen und die Schüler ihre Kameraden. Einige rufen sogar wie auf dem Pausenplatz, weil sie sich sonst nicht verstehen.

Im Saal hat bald einmal der letzte Fritz seinen Max, die letzte Lise ihre Mary gefunden und ihnen über mehrere Reihen hinweg gerufen, gepfiffen. Einige Lehrer geben noch die letzten Anweisungen betreffend Ruhe und Kaugummi.

Das Licht wird gedämpft. Der Lärm verstummt. Und der Vorleser tritt auf. Er begrüsst alle Anwesenden und sagt, dass das Stück ein Märchen sei und uns viel zu sagen habe, besonders heute. «Ihr werdet es ja sehen», sagt er.

Das Stück beginnt.
Der Vorleser erzählt.
Der Soldat erscheint.
Der Teufel erscheint.

Und mit dem Teufel erscheint auch die Unruhe. Aber nicht auf der Bühne. Die Unruhe ist im Saal, ist ein kurzer Zwischenruf, der in ein lokales Gelächter ausartet, ist das Knallen einer Kaugummiblase, die Weckmelodie einer Armbanduhr, das gequälte Gekicher eines Gekackten, ist ein ganz offenes Schwatzen, ein hintergründiges Geschehen ohne jeden Bezug auf die Bühne.

Oder doch ... Der Teufel ist zweifellos die Hauptperson. Er überzeugt. Der Soldat als Titelfigur ist daneben schwach. Er lässt sich übertölpeln, kann nicht lesen. Ja, «Du brauchst's auch gar nicht», sagt der Teufel. Warum auch. Er ist der geradlinig Krumme, der einleuchtende Weg zum Erfolg, zum Glück. Er sagt: «Meine Pferde, die eilen im höllischen Lauf.»

Es ist ein höllischer Lauf. Einige Schüler sind dabei so sehr be-

schäftigt, dass sie gar nicht mehr nach vorn schauen. Sie liegen mehr in ihren Polsterstühlen, als dass sie sitzen, die Beine irgendwo im Raume, auf dem Schoss des Nachbarn, auf dem Polsterstuhl der vorderen Reihe.

Und ein Lehrer blickt nach hinten, wo der Lärm gerade besonders herkommt und wo nicht seine Schüler sitzen. Er sagt etwas wie: «Ruhe bitte!» Aber jene, die das hören, denken, dass das ja nicht ihr Lehrer sei, der da rede.

Ein jeder hat jetzt seinen eigenen Lehrer.

Nach der Pause ist es noch schlimmer. Die Bösen sind nicht weggeblieben oder wurden nicht weggewiesen. Im Grunde sind es ja nur wenige Böse. Aber sie bestimmen die übrigen. Sie lassen das nicht geschehen, was vorne geschehen sollte, als wollten sie sagen, dass es ja da hinten bereits geschehen sei.

So ist es auch: der Teufel ist nun im Saal, nicht mehr auf der Bühne.

Er spielt nicht mehr Karten, sondern das Computerspiel.

Der Soldat sagt: «Ein Spielchen. Ist's erbeten?» Der Teufel: «Lieber Freund. Von Herzen gern.»

Der Teufel gewinnt, von Herzen gern, gewinnt immer.

Und ein Lehrer könnte nicht einmal mehr aufstehen und sagen: «Jetzt hab' ich dich, du Teufel!» Es ist nicht zu fassen. Auch für jenen nicht, der sich immer wieder umdreht und um Ruhe bittet. Einzig ein Schüler erreicht noch eine gewisse Wirkung, als er sich plötzlich erhebt und nach hinten ruft: «Wenn du mir jetzt noch einmal deine Dreckfüsse auf die Schultern hältst, so knall' ich dir eine herunter.»

Alles ist absurd, denn wer glaubt, das Böse blosszustellen, stellt sich selbst bloss.

Gewiss, man müsste Licht machen und klarstellen, wo sich der Teufel wirklich befindet, auch wenn das auf der Bühne geschieht: der Teufel als altes Männlein, das Schmetterlinge fängt, als Viehhändler, als Feldweibel, als altes Weib. Der Teufel als ...

Schliesslich teilt sich der Boden der Bühne. Die Hölle wird zum Mittelpunkt, die ihr Opfer aufnimmt. Der Teufel hat gesiegt.

Auf der Bühne.

Im Saal.

Das Stück ist aus.

Man geht. Man geht wohin.

An den Betonwänden der Tiefgarage, wo einige Lehrer ihr Auto abgestellt haben, steht mit schwarzer Sprayfarbe hingeschmiert: BULLEN = NAZI, TOD DEM STADT.



«Schon wieder ein Opfer der Sucht, man spricht von zwei Kilo Erdnüssen, die er geschluckt haben soll.»

Es stimmt nicht,

dass es am Nordpol so kalt ist, dass man zwei Thermometer untereinanderhängen muss, um die Temperatur zu messen. Aber es stimmt natürlich, dass man die schönsten Orientteppiche in grösster Auswahl bei Vidal an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich findet!

Der Geschäftsreisende kommt spät abends in eine kleine Stadt und geht ins Hotel. «Es ist kein Zimmer mehr frei», erklärt der Wirt. «Aber in einem zweibettigen Zimmer hätte ich noch ein Bett. Im andern schläft ein Benediktiner.» «Meinetwegen», sagt der Reisende. «Aber der Hausdiener soll mich pünktlich um halb fünf wecken. Ich muss gleich weiter.» Er wird geweckt, aber noch schlaftrunken zieht er die Kutte des Mönchs an. Als er die Treppe hinuntergeht, sieht er sich in einem grossen Spiegel und schreit: «Jetzt hat der Trottel von Hausdiener doch den Benediktiner geweckt!»